

Honorias's Bienen.

Sumoreste von William Free man. Deutsch von Ase Ludwiga.

„Robert, Liebster,“ sagte Honorias. Wir haben kein Frühlings...

„Ich lese eben, daß in der City Berluche mit Bienenzucht gemacht werden, erfolgreich! Honia aus London, dachte Dir.“

„Es ist mir sehr lieb, obgleich ich Honia aus einer etwas rauchfreieren Gegend wohl vorziehe.“

Honorias's reizendes Gesicht verzog sich ärgerlich.

„Sperte nicht schon wieder, ich habe einen Plan.“

„Wenn“ — begann ich.

„Hör' mich an. Deine Geschäftsräume sind im vierten Stock, dem obersten.“

„Na, aber —“

„Mit einer reizenden Fallhöhe über dem Gang und einer Leiter hinauf auf das flache Dach —“

„Vielbes Frauen, die Feuerleiter muß Du bei Deinen Berechnungen außer Spiel lassen.“

„Es wäre eine Kleinigkeit, den Bienenkorb, einen ganz kleinen, auf das Dach zu bringen, war die rasche Antwort.“

„Viel zu thun ist nicht damit und für den besten Honia gibt die Zeitung einen Preis.“

„Ich kaufte, doch sie sprach weiter: „Du hast drei junge Leute, mit dem Lebrjungen, dann bist Du noch da und Dein Bartner Weston, und wenn einer von Euch einmal in der Woche nachsieht, genügt es.“

„Und wir haben einen neuen Teppich für den Salon dringend nötig, unferer ist jetzt in Fahren.“

„Sie überreichte mir die Zeitung; der erste Preis belief sich auf zehn Pfund.“

Von diesem Morde an wurde ein sanfter, moralischer Druck auf mich ausgeübt. Nach drei Tagen gab ich meine Einwilligung zum Ankauf der Bienen sammt Zubehör und stellte das Dach meines Geschäfts in der City zur Verfügung.

Natürlich erwies es sich sofort als fast unmöglich, den Bienenkorb durch den Feuerausgang zu bringen. Ein junger Herr Namens Brett, den der Lieferant als Experten angepöbelte und dementsprechend auf die Rechnung gesetzt hatte, kämpfte fast eine Stunde lang mit den vier Bienen des Bienenstandes.

„Ein Theil des Honigs geht in die Hofpitale“, erklärte Honorias, als ich ihr Abends beim Thee den endlichen Erfolg berichtete, „und die Geschäfte in unserer Nähe werden gern Abnehmer sein. Dabei fällt mir ein — die anderen Sachen habe ich auch gekauft, Du kannst sie morgen mitnehmen.“

Mein Herzschlag legte aus.

„Andere Sachen?“

„Nur das Nöthigste: Kappe, Schleier usw., wie es das Lehrbuch für Bienenzüchter vorschreibt.“

„Hör' mich an, sagte ich entschlossen. Der Verkäufer kann morgen die Sachen abholen, und wenn er Glück hat, bringt er sie auch aufs Dach hinauf. Aber falls Du nicht willst, daß ich mit dem Bienenkorb im Arm vom Dach herunterspringe und Selbstmord begehe, kauf' nichts mehr!“

Honorias schien sehr enttäuscht, versprach jedoch Gehorham.

Donnerstag kamen die Bienen hin auf. Freitag, während meiner Abwesenheit, dachte der Lehrling, etwas Futter könne ihnen wohl nur nützen. Er löste sofort etwas Zucker in der Wasserflasche auf, nahm den Deckel vom Korb und schüttelte die Nahrung langsam über die Bienen.

Als er, mit dem befehligen Bewußtsein einer guten That, gemächlich die Leiter hinunterkletterte, sah ihn eine raschflüchtige Biene derart, daß seine gute Stimmung völlig verlor.

An diesem Tage ging es sehr lebhaft im Geschäft zu, so daß Niemand an die offene Fallhöhe dachte. Clayton, meinem neu eingetretenen, sehr gewissenhaften Gehilfen, fiel auf dem Heimwege diese Unterlassung schwer auf die Seele. Bis er wieder im Geschäft anlangte, war es dunkel geworden, und ein wachsender Lärm, der ihn auf der Feuerleiter erblickte, holte sofort einen Schutzmann zu Hilfe, um den vermeintlichen Einbrecher festzunehmen. Der Vorfall war etwas peinlich für uns.

Montags hatten wir, des schönen Wetters wegen, alle Fenster geöffnet. Ein prima Runde besprach sich mit mir über einen größeren Einkauf, als er plötzlich vom Stuhl in die Höhe fuhr mit dem Schreckensruf:

„Eine Wespe!“

„Ich glaube, es ist eine Biene!“ entfuhr es mir. Ich dachte in meiner Aufregung gar nicht daran, daß der leicht erregbare Herr keinen Widerspruch ertrag.

„Eine Biene! Dieser Einsall —“

„Wir haben einen Bienenstand auf dem Dach!“

„Bienen auf dem — Hilfe, Hilfe!“ Mit Honorias's Mitteln habeten wir die Stichwunde und ich bot meine

Die frühere Grete Müller.

Von A. Gaber.

Zu Ostern hatten sie geheiratet. Viel warnende Stimmen waren erklingen, als Fritz Werner und Grete Müller Arm in Arm auf die Wohnungssuche gingen, um ein Heim zu mieten, wozig und bescheiden nur, wie es sich eben für zwei junge Leute schied, deren ganzer Reichtum ihre Jugend ist und ihre Gesundheit und vier kräftige, arbeitsfähige Arme und zwei Herzen voll innigster Liebe zu einander. Ja, das war's eben, sie hatten sich so lieb, hatten solche Freude aneinander, daß sie Mann und Frau sein wollten, werden mußten, um ihren höchsten Glückstrahl innigsten Zusammengehörens in Ehren erfüllt zu sehen.

„Kinder, überlegt's Euch!“ riefen die Verwandten. „Das Leben ist theuer, sehr theuer; und wenn man nicht gut zu rechnen versteht, kommt man leicht unter'n Schilt. So ohne Geld heirathen heutzutage, ist 'n gewagtes Stück. Bleibe jeder für sich, dann hat er nur für sich allein zu sorgen!“

Aber die blonde, lustige Grete schüttelte den Kopf zu diesen Warnrufen und lachte und sah ihrem Fritz tief in die strahlenden Augen. Und da lachte der auch mit.

Ein eigen Heim! Lieber Gott! Gab's denn überhaupt was Schöneres? Arm in Arm gingen sie, nachdem die Wohnung gemietet war, und die Möbel zu kaufen. Fritz hatte einige Ersparnisse gemacht. Davon kauften sie den ersten, notwendigen Hausrath. Man kann sich ja allmählich etwas nachschaffen, tröstete er, als Grete begehrlische Blicke so manches Stück umkosten, das außerhalb des Bereiches der Kaufmöglichkeit lag. Er war ein Feind der Abzahlungs-einkäufe. Prinzipiell kaufte er stets erst dann, wenn er das Geld dazu daliegen hatte. Und Grete mußte es mit der schönen Spiegelkommode und dem reizenden Bett vorläufig beim stillen Wünschen bewenden lassen. Ach, sie hatte ja nichts. Raum, daß sie die nöthige Wäsche anzuschaffen vermochte. Freilich, sie hatte immer gut verdient; aber zum Sparen war sie nie gekommen. Man braucht so viel, und sie war ja noch jung, so jung. Wer denkt denn mit achtzehn Jahren schon ans Sparen!

„Ich arbeite weiter, Fritz. Selbstverständlich — natürlich thu ich's. Wo ich doch gar nichts mitbringe! Achtzehn Mark die Woche sind ein hübsches Stück Geld, und so 'ne kleine, neue, süße Wirtschafft ist ja im Handumdrehen gemacht. Was sollte ich denn sonst anfangen mit der vielen Zeit? Abends toche ich dann, und dann essen wir und gehen noch ein Stückchen spazieren. Oder Du holst mich ab, und wir essen auswärts! Wenn ich mitverdient —“

Fritz war nach kurzem Zögern damit einverstanden gewesen, daß Grete in der Arbeit blieb. Es ist doch ein seltsames Gefühl, wenn man seine Ersparnisse hergegeben hat und nun entblößt und mittellos dastehst. Sonst fühlte man sich als Herr der Arbeit — jetzt ist man ihr Knecht. Und mit geheimer Angst in der Seele, daß man die Arbeit verlieren könne, opfert man ihr alle Gedanken und alle Kräfte in der bedrückenden Sorge, ja, so ein Sparkastenbuch mußte erst wieder voll sein, ehe hatte er keine Ruhe.

Es ließ sich auch ganz gut an. Grete machte früher Feiertage als er, und sie hatte es auch näher. Wenn er Abends heimkam, stand sie schon in ihrer Reformschürze am Herd, und der Duft seiner Leibgerichte legte sich ihm wohlthun auf die Sinne. Und dann kam der Abend, der schöne, ruhevolle, liebevollste Abend.

Grete hatte es nun doch durchgesetzt, daß einige Sachen auf Abzahlung genommen wurden. Der Teppich zum Beispiel. Man hatte stets so entschieden tolle Fische, wenn man Abends beisammen saß, denn der Frühling war gerade in diesem Jahre nicht weniger als eine Wonnezeit. Warum also frieren und das Geld angucken, das allwöchentlich für den Teppich zurückgelegt wurde! Das machte nicht warm. Sie arbeitete ja und zahlte ab von ihrem Gelde.

Fritz stimmte schließlich auch bei, aber komisch war er doch, so komisch! Er trat nie mit den Stiefeln auf den fremden Teppich, sondern erst dann, wenn er in Strümpfen war. Grete lachte, und doch ärgerte sie sich darüber.

Ihre Schwestern kamen eines Abends zu Besuch mit zwei von Grete's Kolleginnen. Sie zeigten ihre neuen Frühjahrskleider und Spitzenblusen und die neuen, unglaublich seltsamen Hüte. Grete wurde ganz blaß, als sie all den Staat sah. Sie hatte noch nichts Neues. Da gab's noch so viel in der Wirtschafft, was besorgt sein wollte, Gardinen und Wäsche und Küchengerath — und das Wirtschaffen verstand sie auch nicht so recht. Man kann sich das Kochen ja bequem machen und leicht, aber billiger ist's dann nicht. Fritz erstickt, als er hörte, wieviel sie für Essen und Trinken verbrauchte. Bisher hatte er in der Kantine gegessen, wo die reich-

liche Portion 50 Pfennig kostete. Grete zuckte die Achseln, als er davon sprach. „Ich hab' ja keine Zeit, sonst wäre manches viel billiger. Aber wenn man's halbfertig kaufen muß, kostet's natürlich mehr!“

Als die Besucherinnen gegangen waren, sah sie eine Weile starr vor sich hin. „Du, Fritz — ich muß auch was Neues haben, sonst genir' ich mich wahrhaftig vor den anderen. Eine Sammtjude brauch' ich und 'nen Wiederröck und 'ne Bluse und 'n neuen Hut — Topfform, wie die Gete hat, ja?“

Er sah sie betroffen an. „Aber so niedlich, wie Du immer gehst! In dem dunkelblauen Kostüm und dem englischen Strohhut siehst Du viel hübscher aus als die anderen alle!“

„Aber das ist doch alles nicht neu!“ eiferte sie. „Wo ich doch so viel verdiente! Gete hat viel weniger und geht so schick. Ich könnte mir's auch alles allein machen, sehr nett sogar, bloß ich habe ja keine Zeit! Lieberhaupt, wenn's nicht um der anderen wegen wäre, brauchte ich's gar nicht. Aber so — ich bin doch nur mal die frühere Grete Müller!“

Er blieb still auf einem Fleck sitzen und blies die Rauchwolken vor sich hin. Und Deine Wirtschafft? Ist die nicht mehr werth als aller Kleiderstaub? Sieh mal — möchtest Du lieber wieder die frühere Grete Müller sein?“

„Ja!“ sagte sie, und trotz des herben Tones sah er den Schelm in ihren Zügen blitzen. „Ich möcht's noch mal sein. Denn dann würde ich sparen und vorzorgen, damit ich nachher in Ruhe zu Hause sitzen und meine Wirtschafft besorgen kann — still auf mein Glück warten kann, auf mein neues, großes — kleines.“ — Glühende Röthe sog ihr vom Halse zu den Schläfen empor.

„Was?“ rief er aufspringend.

„Grete, ist's wahr?“

Sie nicht still. Da umschlingt er sie mit den starken, festen Armen und läßt sie zu sich herüber auf den Schoß und beitet ihr blondes Köpfchen an seiner Brust, ganz zart und behutsam, als sei es etwas Zerbrechliches. Seine Stimme zittert.

„Grete! Ich laß' Dich nicht mehr auf Arbeit gehen — keinen Schritt mehr! Ich werde arbeiten, Ueberstunden machen, die ganze Nacht durch, wenn's sein muß! Und 'ne Sammtjude sollst Du haben, und 'n Rock und 'ne Bluse und meinetwegen auch 'n Topfhut, so groß!“

Da lacht sie hell auf. „Will ich gar nicht mehr! Ich werd' mir schon alles so fein zurecht machen, wie's modern ist, jetzt, wo ich Zeit habe. Und zum Kochen verbrauche ich auch nicht mehr als die Hälfte wie sonst. Und mein Heim — es wird mir zumuthe sein, als wenn alle Tage Sonntag wä'r!“

„Also wirst Du die anderen nicht beneiden, wenn sie sich hübscher puppen können als Du?“

„Hübscher? Na weißte! Ueber's Jahr ist doch das alles wieder umgedern. Und wenn ich dann ankomme mit meinem Jungen auf dem Arm —“

Was Grete weiter sagen will, muß sie für sich behalten. Denn Fritz hat ihr mit einem festen Kuß die Lippen geschlossen.

Wenn man zu Geld kommt.

Der französische Ex-Minister Lencaes, der vom verstorbenen Pariser Waarenhausfirma Chauchard 15 Millionen erbt, hat innerhalb weniger Tage nicht weniger als 30.000 Brettebriefe erhalten. Dieses Faktum veranlaßt Jules Claretie in den „Annales“ zu erzählen, daß auch andere Menschen denken, wenn sie plötzlich zu Geld kommen, von Bittstellern in grandiose Weise belästigt werden. Als Victor Hugo die „Misérables“ veröffentlichte und die Zeitungen die bedeutende Summe bekannt gaben, die ihm von seinen Verlegern bezahlt worden war, fielen die Bettebriefe und Unterstüßungsgeluche wie Heuschrecken über Guernsey; wenn der Dichter alle die Unterstüßungen, die man von ihm verlangte, hätte gewähren wollen, hätte er mindestens doppelt so viel ausgeben müssen, als er selbst eingenommen hatte. Etwas Ähnliches, aber unter traurigeren Umständen, passierte einmal der berühmten Schauspielerin Birgine Dejazet. Die Zeitungen meldeten eines schönen Tages, daß sie von einem amerikanischen Verleger eine halbe Million geerbt habe; die große Künstlerin lebte damals im größten Elend und mußte, um sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen, ihre Kunst durch die kleinsten Provinztheater schleppen. Sie war alt und kränzlich. Sämmtliche Bettler der Erde schienen sich vor ihrem Hause ein Rendezvous gegeben zu haben, denn sie mußte die Zeitungen bitten, die phantastische Nachricht rasch zu demontiren.

Gut abgefertigt.

Eine Dame beklagte sich bei Friedrich dem Großen über ihren Mann. Angeblich fühlte sie sich durch ihn schlecht behandelt. „Erfachen sehen mich nichts an!“ sagte der König. „Aber er spricht auch Schlechtes von Eurer Majestät“, bemerkte die Dame. „Das geht Sie nichts an!“ erwiderte Friedrich der Große schroff und wandte der Angeberin den Rücken.

Das Almojen.

Stizze von Marcel Prevost, Mitglied der französischen Akademie.

Ein kleines, flüchtiges Erlebnis, dem ich seine schicktere Grazie, seine unschuldige Frische zu nehmen wage, da ich mich anschide, es in deutlichen Worten auf dem Papier festzuhalten. Trotzdem machte es auf uns alle einen seltsamen Eindruck, als es uns von der scharmanten Frau erzählt wurde, eines Abends, in dem Rahmen des komplizierten Luxus eines modernen Diners. Kam es daher, weil es so wohlthuend abfiel gegen das banale Geplauder über Kunst, Politik und Mode? Ich glaube vielmehr, es rührte uns deshalb, weil es mit wenigen Worten die weibliche Seele völlig entzückte.

Man hatte von myriaden Seelen vorangenan ausgesprochen, heutzutage von der Wissenschaft getannt und klassirt, die so wenige unter uns verdienen, die einen dazu treiben, die Blumen der Tapete, die Bücher der Bibliothek zu zählen, andere verleben, auf der Straße sich selbst die seltsamsten Werten zu setzen; beispielsweise, ob man die nächste Gaslaterne erreichte, ehe ein Fiaker vorbeikommt oder eine Thurmuhre ihren letzten Schlag gethan hat. Andere, die zu Hause vor dem Schlafengehen sich vornehmen, am nächsten Tage die Möbel des Zimmers anders zu placiren, die Wäsche in den Schränken im Geiste ordnen und derausleihen mehr — kurz, alle die Absonderlichkeiten, die an Monomanie, an Nervosität, ein Zeichen unseres nervösen Raubmenschen. Alle bestritten wir so unsere Schwächen, unsere Fehlerlichkeiten, beruhigt durch die Zugeständnisse der anderen, entzückt, sie manchmal noch exaltirter, noch sonderbarer zu finden als uns selbst.

Nur eine junge Frau hatte nichts gesagt; sie hatte uns schweigend zugehört, mit einer leichten Ueberbahrung auf ihrem schönen, ruhigen Gesicht.

„Und Sie, Madame, Sie haben uns nichts zu gestehen? Nicht die kleinste nervöse Manie?“

Sie verneinte lächelnd, den Kopf schüttelnd, und diese Geste war so impulsiv, daß niemand an ihrer Wahrhaftigkeit zweifelte. Aber wahrscheinlich empfand die junge Frau in ihrer Bescheidenheit eine leise Besämannung, daß sie allein von dergleichen Missetheeren frei sein sollte, denn nach einer Pause sagte sie hinzu:

„Mein Gott — ich kann allerdings nicht behaupten, daß ich die Nummern der Fiaker zähle oder vor dem Einschlafen eine Inventur meiner Garderobe vornehme — aber trotzdem — vor einigen Tagen habe ich etwas empfunden, das mir dem ähnlich zu sein scheint, von dem Sie eben alle sprachen — eine Art von unwiderstehlichem inneren Antriebe, eine Macht, die uns zwinzt, ungesäumt etwas zu thun, als gälte es unser Leben.“ —

Es mögen fünf oder sechs Tage her sein; ich war mit Suzon ausgegangen, meiner Kleinen, die acht Jahre zählt. Ich führte sie in ihre Stunden, und da es sehr schön war, hatten wir beschloffen, zu Fuß von den Champs-Élysées bis in die Rue La Fayette zu gehen. Wir waren fröhlich plaudernd bis zum Rond-Point gekommen, als ein Bettler, noch jung und von sehr kräftlichem Aussehen, von einer Bank auftaumelte und uns kumm die Hand hinstreckte. Ich hielt meinen Sonnenschirm in der Rechten, mit der Linken hatte ich die Röcke zeroffen; ich gestehe, daß ich nicht die Geduld hatte, anzuhalten und mein Portemonnaie hervorzufischen, sondern hastig weiterging.

Suzon hatte plötzlich zu sprechen aufgehört und trippelte schweigend neben mir her; auch ich hatte, ohne zu wissen, warum, alle Lust verloren, etwas zu sagen. Wir gelangten dergestalt am Rond-Point an, ohne seit der Begegnung mit dem Bettler eine Silbe gewechselt zu haben. Aber allmählich fühlte ich, wie eine Unruhe, ein Angstgefühl mich schloß, eine Ahnung, als hätte ich etwas Schlechtes bezogen, das nicht mehr gutgemacht werden könne, und daß mir deshalb für die Zukunft eine unbestimmte, vage Gefahr drohe. Ich habe sonst die Gewohnheit, mit mir im Klaren zu sein, mir über alles Rechenschaft zu geben. Ich sprach mir deshalb Rath zu: „Schließlich!“

Ich habe mich doch nicht gar zu sehr gegen das Gebot der Mithätigkeit verangelt! Ich kann doch unmöglich die Pflicht haben, allen Bettlern etwas zu geben. Dafür werde ich gegen den nächsten armen Teufel, der mir jetzt aufkößt, um so großmüthiger sein...“

Aber dieses Räsonnement konnte mich nicht beruhigen; meine innere Unzufriedenheit mit mir wuchs, wurde zu einer wahren Herzensangst, so sehr, daß ich zehnmal im Begriffe war, umzukehren und den Bettler aufzufuchen.

Wenn ich es dennoch nicht that, so gefah es, so lächerlich es Ihnen auch klingen mag, aus einer Art von falschem Schamgefühl vor Suzon.

Wir waren schon nahe unserem Ziele und bogen eben um die Ecke der Rue La Fayette, als mich Suzon schüchtern am Kleide aufhieb.

„Mama —“

„Was denn, mein Liebste?“

Sie heftete ihre großen blauen Augen auf mich und fragte sehr ernst:

„Mama, warum hast du dem Unglücklichen von vornhin, in den Champs-Élysées, nichts gegeben?“

„Aber auch sie hatte, ebenso wie ich, seither ein nichts anderes gedacht! Auch sie war unruhig und bedrückt, aber besser und aufrichtiger als ihre Mama, hielt sie mit ihrem Gefühl nicht zurück.“

„Du hast recht, mein Kind“, sagte ich. Wir waren schneller als sonst gegangen, unter dem Zwange unserer eigenen Idee; es blieben uns noch mehr als zwanzig Minuten bis zum Beginn des Kurzes. Ich winkte einen Fiaker herbei und wir liefen so schnell als möglich in die Champs-Élysées zurück. Und Sie können mir glauben, daß wir uns ängstlich bei den Händen hielten, und daß uns beiden das Herz klopfte. Wie, wenn der Bettler nicht mehr dort wäre? Wenn wir ihn vergebens suchten?“

Beim Rond-Point angekommen, sprangen wir aus dem Wagen und liefen die Avenue entlang. Vom Bettler keine Spur!

Ich befragte eine alte Frau, die daselbst die Stühle vermietet. Sie erinnerte sich, den jungen Menschen gesehen zu haben; es sei letzte sie hinzu, keiner der professionellen Bettler, die sich sonst alljährlich auf diesem Plage einzufinden pflegen.

Wir hatten keine Zeit mehr und wollten eben, sehr niedergeschlagen, wieder in den Wagen steigen, als Suzon einen leichten Schrei ausstieß. Sie hatte den Bettler hinter einem Baume erblickt. Er sah dort auf der Erde, den Hut auf den Knien haltend. Suzon schlich sich auf den Fußspitzen näher und hielt ihm schüchtern eine kleine Goldmünze hin. Er betrachtete uns wie träumend, dann brach er plötzlich in Thränen aus und wollte Suzons Rocksaum küssen.

Wir stiegen wieder in den Wagen, und während der Aufstieher auf sein Pferd einhieb, umarmten wir uns beide lachend und weinend, als wären wir soeben einer großen Gefahr entgangen...“

Die junge Frau schwieb, ganz rosig vor Berührung, so lange von sich gesprochen zu haben. Wir hatten ihr fast andächtig zugehört und es schien uns, als hätten wir während dieser Zeit in einer sehr reinen Luft geathmet oder von frisch perlendem Wasser getrunken, an der Quelle selbst...“

Der Kaffee als Wetteranzeiger.

Das gemahlene Kaffee uns das Wetter — weniger für den bet. Tag — angezeigt, wird gewiß nicht vielen bekannt sein. Vielleicht haben aber die aufmerksamsten Hausfrauen wohl angenommen, daß der Kaffee bisweilen in schönen, runden Regeln in dem Rästchen der Mühle erscheint, ein andermal etwas mehr oder weniger auf den Rand gestreut ist, und zwar bei stets gerader Haltung der Mühle. Nun habe ich gefunden, daß die schönen, spigen Regeln, die der Kaffee des Morgens bildet, trockenes Wetter für den Tag bedeuten; ein klein wenig auf den Rand gestreut, zeigt Regenresp. Gewitterneigung an, und man wird jedenfalls auf thun, sich beim Ausgehen mit dem Regensturm zu bewaffnen; ist er aber mehr verstreut, so stellt sich ungewöhnlich Regen ein, ob auch morgens die Sonne noch so schön scheint! man kann diese Toilette bei der Landpartie usw. danach einrichten. Die Ursache dieser prophetischen Gabe des Kaffees ist wahrscheinlich eine große Empfindlichkeit für den Feuchtigkeitsgehalt der Luft. Jedemfalls ist die Beobachtung an diesem billigen Barometer interessant und dürfte manches alte Kleid vor Schaden und seine Besitzerin vor Verdruß bewahren.

In der Koffation.



Strolch: „Was lauerst du denn hier herum?“

„Da hat eben 'n Tourist sein Nachtquartier im Stall bezogen; vielleicht stellt er in Gedanken die Stiefel raus.“

Zimmer Geschäftsmann.



„... Siehste, Sarah, das sind Ritterrüstungen!... Was sie müßen gehabt haben vor Ueberfahrt bei Reiten!“

